

Zeitschrift: Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht
Herausgeber: Konsortium der Zürcherischen Lehrerschaft
Band: 2 (1876)
Heft: 27

Artikel: Die Demokratie und die Lehrer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-238017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er zitiert ein geflügeltes Wort des Märtyrers Cyprian aus dem 2. Jahrhundert, zugeworfen dem damals schon unfehlbar sich geberdenden römischen Bischof: „Christus hat nicht gesagt: Ich bin die Gewohnheit! sondern: Ich bin die Wahrheit!“

Der Verfasser sagt ganz offen, dass die Reformschriften von Strauss, Renan, Schenkel, Keim, Volkmar, Vögelin und Lang oft wörtlich benutzt seien. Das Buch soll eine volksthümliche Zusammenfassung des Geeignetsten und Gediegensten aus den Werken genannter Schriftsteller bieten. Die ungemein zahlreichen Anführungen zutreffender Bibelstellen sind zum guten Theil Häberlins eigene Arbeit; sie beweisen die angelegentlichste Vertiefung in den Stoff. Mitunter machen sich auch selbstständige Anschauungen des Verfassers geltend. Fern von Voltair'schem Spott athmet die ganze Schrift einen dem hohen Gegenstand völlig angemessenen sittlichen Ernst.

Das Buch zerfällt in die Haupttheile:

I. Einleitung: Zustände in Palästina um die Zeit Christi. Quellen der Lebensgeschichte.

II. Vorbereitungszeit Jesu.

III. Wirksamkeit in Galiläa.

IV. Wirksamkeit in Judäa.

V. Verherrlichung.

Die geschichtliche Einleitung ist knapp, aber gehaltreich durchgeführt, so besonders die Schilderung der jüdischen „Orden“ (Pharisäer, Sadduzäer, Essäer). „Die Pharisäer waren für das Judenthum, was die Jesuiten für den römischen Katholizismus sind. Die Sadduzäer bildeten die jüdische Aristokratie.“ Nicht minder ansprechend sind die Erörterungen über die Quellen (Evangelien). Markus gilt (nach Volkmar) als der älteste Berichterstatter. „Zur Zeit da er schrieb, wusste man noch nichts von der übernatürlichen Menschwerdung Jesu, der Abstammung von David, den Wundern bei der Geburt, den drei Königen, dem Kindermord zu Bethlehem, der Flucht nach Aegypten, dem zwölfjährigen Knaben im Tempel, der Himmelfahrt.“

Die Schilderung von Galiläa (Land und Volk) und vom See Genesareth sind frisch und lieblich zugleich; die Gegensätze zwischen Johannes dem Täufer und Jesus sind klar dargelegt und die Begriffe „Messias“ und „Menschensohn“ einlässlich entwickelt. Die Jüngerannahme bezeugt: „Das Wort der Wahrheit ergreift kindlich einfache, unverbundene Gemüther unmittelbar.“ Hierauf beruht das Geheimniss der unendlichen Wirkung des Christenthums.“

Eigentlich erbaulich, wahrhaft instruktiv ist der Abschnitt über die „Lehrart Jesu“ gehalten. Die Gleichnisse und Bilder sind prächtig beleuchtet, nicht weniger die Bergpredigt und das Mustergebet (Unser Vater). Von der Lehre des Himmelreichs heisst es: „Gott sollte auf der Erde herrschen, nicht mehr der Teufel, dessen bösen Geistern die Juden alles Unheil zuschrieben. Es sollte kommen das Reich des Friedens, der Freiheit, der Wahrheit und Liebe, das Reich der Gotteskindschaft. Die Seligkeit sollte nicht mehr bloss ins Jenseits verlegt, sondern hienieden schon als Himmelreich auf der Erde ihren Anfang nehmen.“

In ernster, jedoch freimüthiger Sprache werden die „Wunder“ behandelt (S. 192 bis 218). Der Schluss lautet: „Sie sind das Werk freier schriftstellerischer Komposition, Verkörperungen christlicher Erlebnisse und Einsichten, Darstellungen dessen, was der Geist Christi nach dessen Tod wirkte, in Szenen, welche in das Leben zurückverlegt werden.“ „Die Vernunft lehrt, dass Wunder nicht möglich, die Geschichte, dass sie nicht geschehen, und die Erfahrung, dass sie für das religiöse Leben nicht nöthig, sondern ihm eher schädlich sind.“

In ähnlicher Weise werden die „Weissagungen“ besprochen. Bedeutsam ist der Passus: „Ecclesia“ bedeutet „Gemeinde“. Die „Kirche“ Christi sollte also kein Priester-

thum haben, das als bevorzugte Kaste, als irdischer Mittler zwischen Gott und Menschen Willkürherrschaft übt.“

Den Verräther Judas nimmt der Verfasser unseres Buches als eine wirkliche Person und sucht sie der eigentlichen Schutterei zu entkleiden. Dem Ernst der Tragik angemessen schildert das Buch die Verurtheilung und den Tod des „Menschensohns“. Zutreffende gute Poesien sind eingeflochten.

Dass die Schrift „die grob-irliche, leibliche Auferstehung und Himmelfahrt nicht anerkennt“, lässt sich aus dem bisher Ange deuteten schliessen. „Eine geschichtliche Thatsache für uns ist der Glaube der Jünger an die Auferstehung, keineswegs aber diese selber.“ Was die Visionen (Verzückungen) von den Träumen scharf unterscheidet, das ist der Umstand, dass sie sich vererben, dass sie ansteckend sind.“ „Die Erscheinungen Jesu waren die Fortsetzung der Eindrücke, welche die Jünger während seines Lebens von ihm empfangen hatten.“ „Es wäre richtiger, statt von der Auferstehung Jesu, von seinem Fortleben unter uns zu reden. Eines lebendigen Christus bedarf die christliche Gemeinde gegenwärtig mehr denn je. Das Christenthum ist Vielen eine Schale statt des Kernes geworden, die Kirche eine Priesteranstalt statt einer Lebensgemeinschaft, eine Bändigerin der Völker statt eine Befreierin, die Erlösung ein dogmatischer Begriff, der Glaube eine Katechismusformel, um grosse und kleine Kinder in Ordnung zu halten.“

In seinem Heimatkanton Thurgau hat der Verfasser gegen 800 Subskribenten für sein Buch gefunden. Die Macht der orthodoxen Kirche ist im protestantischen Thurgau gebrochen. Häberlin's Schrift hat zweifelsohne zu dieser Errungenschaft wesentlich beigetragen. Gegenwärtig ist die siegende Partei von ihrer anfänglichen Unduldsamkeit glücklicher Weise abgegangen.

Wir wünschen dem Buche auch in anderen Theilen unserer Schweiz viele Leser. Wegfindung an der Hand solcher Schriftchen ist ein dringendes Bedürfniss. Vernunft und Glaube suchen sich zu verständigen. Das ist die Signatur der Zeit von Jetzt!

Die Demokratie und die Lehrer.

In der Pfingstwoche wurde zu Erfurt der erste allgemeine deutsche Lehrertag abgehalten. Eduard Sack charakterisirt den Tenor derselben in der „Frankfurter Zeitung“ mit folgenden Worten: „Fromm bescheiden, gut kaiserlich und preussisch ministeriell war dieser von etwa 450 Schulmännern aus allen Gauen Deutschlands besuchte Lehrertag. Mit dem gewiss passend und sinnig gewählten Gesange: „Komm, o komm du Geist des Lebens! Hilf uns Schwachen mächtig auf!“ wurden die Verhandlungen eröffnet. Von dem Bankette, das nach der ersten Versammlung stattfand, wurden alsbald Telegramme an den deutschen Kaiser und an den Kultusminister Falk gesandt. Dem Kaiser wurde gesagt, der aus Mitgliedern des engern und weitem Vaterlandes zusammengesetzte deutsche Lehrertag könne seine, „auf Hebung des eigenen Standes und der Volksschule gerichteten Verhandlungen nicht fortführen, ohne seinem Kaiser den Gruss tiefster Hochachtung und Verehrung darzubringen und gleichzeitig Gott zu bitten etc.“ Der Kaiser hat nicht geantwortet. — Dem Kultusminister entsandten die Lehrer ihren „ehrerbietigsten Gruss“. Dr. Falk antwortete „aufrichtigen Dank“ und „warmen Wunsch“.

Bei diesem Anlasse vereinigten sich etwa hundert Lehrer aus den preussischen Provinzen zu einer abgesonderten Versammlung, um sich über das Verhalten der Lehrer bei den bevorstehenden preussischen Landtagswahlen zu besprechen. Der Referent, ein Berliner Lehrer, beklagte sich bitter, dass die liberalen Parteien Schule und Lehrer

im Stiche liessen und ihre früheren Versprechungen nicht erfüllten. Sie seien nicht einmal Willens, ihnen zu denjenigen Rechten wieder zu verhelfen, die sie vor der Reaktionsperiode bereits besessen. „Es sei deshalb nothwendig: behufs Erlangung des passiven kommunalen Wahlrechts sich petitionirend an das preussische Herrenhaus zu wenden, und anderseits durch Bildung von Wahlkomitès in allen preussischen Provinzen dafür zu wirken, dass möglichst viele Lehrer oder solche Männer, die ein aufrichtiges Herz für die Volksschule haben, in das Abgeordnetenhaus gewählt werden. Es liege den Lehrern fern, Politik zu treiben und eine eigene Partei zu bilden oder sich in corpore einer der bestehenden politischen Parteien anzuschliessen. Allein das Interesse der Volksschule bedinge es, dass bei Berathung der Schulgesetzgebung die Stimme der Lehrer gehört werde. Mit Beendigung der Berathung über die Schulgesetzgebung sei auch die Wahlagitation der Lehrer beendet.“ Diese Anträge wurden mit grösstem Beifall aufgenommen und zum Beschluss erhoben. Die Agitation wurde sodann mit Ernennung von Vertrauensmännern aus den verschiedenen preussischen Provinzen eröffnet.

„Die Erkenntniss,“ bemerkt Sack weiter, „dass die Volksschullehrer sich auf die eigenen Füsse stellen müssen und dass sie nichts von den „liberalen Parteien“ zu erwarten haben, kommt diesen Lehrern etwas spät. Und selbst jetzt scheint diese Erkenntniss sehr nebulöser Art zu sein; denn die Lehrer scheinen nicht zu wissen, dass die „liberalen Parteien“ sich in vollkommener Uebereinstimmung mit der Regierung, im Besonderen mit dem ehrerbietigst begrüsststen Unterrichtsminister befinden, und sie haben nicht begriffen, dass mit dem blossen Erlass eines Unterrichtsgesetzes ihre Wünsche und Hoffnungen jetzt nicht mehr erfüllt werden können. Endlich will es uns auch scheinen, als wenn die Lehrer nicht nur ihre Kräfte und ihren Einfluss überschätzen, sondern auch nicht wissen, wie sie zum Volke und zu den Parteien stehen. . . . Dass sie glauben sollten, allein eine Partei zu bilden, die mächtig genug wäre, eigene Kandidaten bei der Wahl durchzubringen, ist doch als gar zu kindisch nicht anzunehmen. Sie würden gewiss einige Aussicht haben, wenn sie sich einer politischen Partei anschliessen könnten; denn ihr Einfluss auf die Wähler der dritten Klasse, namentlich auf dem Lande, darf nicht unterschätzt werden. Aber da sie, wie aus allen pädagogischen Blättern, aus ihren Reden in den Vereinen und aus ihrem Gebahren auf dem Lehrertage hervorgeht, begeisterte Anhänger und Förderer der Regierungspolitik sind und den Minister Falk als ihren mächtigen Gönner und aufrichtigen Freund verehren, so können sie sich folgerichtig nur einer Partei anschliessen, welche mit der Regierung geht und mit dem Thun und Wollen des Kulturkampf-Ministers einverstanden sind. Auf diesem Boden finden aber die Lehrer nur die „liberalen“ Parteien, ihre Gegner.

. . . . „Wir wünschen und erstreben für die Schule und für die Lehrer ein viel besseres Loos, als ihnen bis jetzt zugestanden worden ist. Aber die Lehrer befinden sich in einem grossen Irrthume, wenn sie glauben, dass die Fragen, welche sie und die Schule betreffen, von den Fragen der Politik abgelöst und für sich allein behandelt werden können. Wer das noch heute glaubt, hat entweder das letzte Menschenalter verschlafen oder die Geschichte der Zeit nicht begriffen. Wenn aber Politik und öffentliche Erziehung nicht von einander zu scheiden sind, dann ist selbstverständlich, dass die Lehrer, wenn sie endlich ihre Forderungen für sich und die Schule voll und ganz erfüllt sehen wollen, sich mit einer politischen Partei innigst verbünden müssen. Von der konservativen Partei haben sie nie etwas erwartet, und nun ist endlich auch das lang genährte, künstlich erhaltene Vertrauen zu den Liberalen zu

Schanden geworden. Was bleibt ihnen jetzt noch übrig und wohin sollen sie sich wenden?

Schon vor langer Zeit ist den Lehrern deutlich und eindringlich gesagt worden, dass ihre Forderungen nur die demokratische Partei zu erfüllen vermag. Wie es im Interesse derjenigen Parteien, welche bis jetzt im Staate und in den Gemeinden herrschten und auch weiter herrschen wollen, liegt, dem Volke eine nach Umfang und Inhalt nur beschränkte und sorgfältig zugeschnittene Bildung zu gestatten, so liegt's im Interesse der demokratischen Partei, dem ganzen Volke, jedem ohne Ausnahme, vollkommen freie Bahn zur Entwicklung der Kräfte und Fähigkeiten und zu deren bester Anwendung in allen Verhältnissen des Lebens zu erobern. Die herrschenden Parteien fürchten die Volksbildung, denn sie erkennen mit Recht in derselben die grösste Gefahr für alle ihre Vorrechte und die daraus entspringenden Vortheile; der Demokratie aber ist's ein unantastbarer Grundsatz, dass allgemeine in ihrer Entwicklung durch nichts gehinderte Bildung, nothwendig zur Freiheit und Gleichheit führt. Die herrschenden Parteien wissen, dass jeder Unterricht, welcher die Denkkraft entwickelt, die Kenntniss mehrt und die Energie entwickelt, demokratisirt; darum beschränken sie denselben und suchen durch unnützen Wust, durch Dogmen und Kultus, den Verstand und das Gewissen zu verdunkeln; darum wollen sie nicht freie, strebsame, ihrer Kraft bewusste, für ihre Aufgaben begeisterte Pädagogen in der Schule und in den Gemeinden haben, sondern beschränkte, arme, von geistlichen und weltlichen Vorgesetzten und Behörden stets und überall abhängige Schulhalter*) Das ist die letzte und eigentliche Ursache, warum die billigen Forderungen für die Schule und die Lehrer nicht erfüllt werden, und die Lehrer, welche diese Ursache nicht erkannt haben, stehen nicht auf der Höhe der Zeit.

Nach den Grundsätzen der Demokratie soll die Schule, die jetzt nur (in Deutschland) eine Partei-Institution ist, eine unabhängige, allen und jedem in gleicher Weise nützende Bildungsanstalt werden; ihr Zweck soll einzig und allein die allseitige Entwicklung des Menschen zur freien Selbstbestimmung sein. Dass sich die Lehrer nicht offen zur demokratischen Partei bekennen, begreifen und entschuldigen wir; dass sie aber als Pädagogen deren Bestrebungen nicht unterstützen, sogar die demokratischen Grundsätze und die aus denselben sich ergebenden Forderungen für den Staat und die Schule bekämpfen und recht gefässentlich damit prahlen und sich brüsten, dass sie als Politiker in der Gefolgschaft des Vulgär-Liberalismus sich wohl fühlen, das ist's, was wir nicht recht begreifen.

Der Beschluss der preussischen Lehrer in Erfurt würde einen Sinn haben, wenn sie, die geborenen Pioniere der Demokratie, sich offen und ehrlich zu den demokratischen Grundsätzen bekannt hätten. Allerdings würden sie auch dann nicht schon in nächster Zeit ein ihnen zusagendes Schulgesetz erhalten. Aber haben sie es denn bis jetzt erhalten und haben sie nicht sogar selber jegliche Hoffnung aufgegeben, obwohl sie allen andern Parteien immer treu und redlich gedient? Würden sie nach den Grundsätzen und Zielen der Demokratie alle die Schule betreffenden Fragen behandeln und fördern, dann hätten sie mindestens einen sicherern Boden für ihre Agitation.

Sie sollen besser wissen als alle andern, dass die Zukunft der Demokratie gehört, und wenn sie das nicht wissen, dann ist ihnen der Endzweck aller Erziehung fremd geworden: Die freie Selbstbestimmung der einzelnen Menschen und Völker.“

Diese schneidigen Worte möge man auch in der Schweiz beherzigen; ihre Wahrheit haben u. A. auch die zürcherischen und die aargauischen Lehrer, allerdings in verschiedener Weise, erfahren.

*) Trefflicher Spiegel für einen Evangelischen!